Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 156. **Berlin, Sonnabend, den 26. März 1887.** **XVI. Jahrgang.**

Politische Tagesübersicht.

„Soziale Achterklärung"

überschreibt der Reichstagsabgeordnete Dr. Theodor Barth einen Artikel in der „Nation", in welchem er das Wesen und die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Arten des auch in unserem jetzigen politischen Leben so stark zur Entwicklung gekommenen Boykottirens zu zeichnen sucht. Es heißt in dem Artikel:

„Das Charakteristische bei diesem Verfahren ist in allen Fällen das Unterbinden der unzähligen Fäden, die den Einzelnen mit der ihn umgebenden Gesellschaft verknüpfen. Es ist die brutalste Tyrannei, die ohne Anwendung eines direkten Zwanges ausgeübt werden kann. Auch in unserem politischen Leben macht sich dasselbe System in tausend Abstufungen bemerkbar. Jemanden, den man nicht im Wege der Ueberzeugung zu der eigenen Partei herüberziehen kann, und dem man nicht im Wege des einfachen Zwanges beizukommen vermag, den sucht man gesellschaftlich zu isoliren. Kunden werden abspenstig gemacht, gesellschaftliche Verbindungen abgebrochen, ehrenrührige Gerüchte von elastischer Substanz und zweifelhaftem Ursprung in den Kurs gesetzt. Ist die Krankheit einmal da, so greift sie krebsartig um sich. Im sozialen Leben hat die Nachahmung eine ungeheure Kraft. Wenn dieser oder jener Mandarin sich von einem politisch Geächteten zurückzieht, so folgt eine ganze Schaar, die es nun für vornehm hält, die gleiche exklusive Gesinnung zur Schau zu tragen. In einem Staate wie Deutschland, mit Hunderttausenden von Civil- und Militärbeamten, bei denen das subjektive Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl nach außen hin durch den esprit de corps ersetzt wird, ist das Boykottiren naturgemäß von ganz besonderer Gefährlichkeit. Wie mancher politische Charakter mag im deutschen Reiche wohl dadurch in Versuchung geführt werden, daß bei Geltendmachung einer selbstständigen Ansicht der Stat mit dem Herrn Landrath oder das Avancement des Sohnes zum Reserveleutenant oder die Aussicht der erwachsenen Tochter, bei der nächsten Reunion mit einem Husenoffizier zu tanzen, bedroht ist. Wem, der in der Politik an einer exponirten Stelle steht, wäre es nicht schon passirt, daß, wenn seine Ueberzeugung ihm den Haß der jeweiligen Macht zuzog, gewisse Figuren der Gesellschaft ihn mit einer Verlegenheit begrüßen, die deutlich zeigt, wie ungern man sich der Vergangenheit erinnert. Wer in der Minorität ist, sollte nur sehr mit Auswahl höflich sein, denn er kann nicht wissen, wie peinlich seine Höflichkeit vielleicht dem Bekannten von gestern ist. Ein Beamter, der es heute wagt, mit einem Oppositionsmann am hellen lichten Tage die Straße Unter den Linden entlang zu gehen, gehört schon zu den Charakteren. Die Quelle des Boykottirens entspringt nur bei Wenigen der Bosheit und Rachsucht. Die meisten machen die Mode mit aus sozialer Feigheit. Man trägt eine bestimmte Gesinnung in aufdringlicher Weise zur Schau, weil dies vortheilhaft und bequem ist, und gerade, je weniger man durchdrungen ist von der Wahrheit dessen, was man bekennt, um so lärmender pflegt dies Bekenntniß vorgetragen und durch das Hetzen gegen Andersgläubige bethätigt zu werden.

Die gekennzeichnete Seuche hat sich im Anschluß an die letzten Reichstagswahlen besonders stark entwickelt, Servilität auf der einen und Verbitterung auf der anderen Seite immer neu erzeugend. Die Heuchelei hat gute Tage. Die Korruption der politischen Gewissen ist die natürliche Folge des Boykottirens. Wer nicht gezwungen werden kann durch solche Mittel, der wird nicht leicht seine Berachtung gegen politische Gegner bemeistern, die sich derartiger Kampfmittel bedienen, und wer sich beugt, der trägt den Stachel des Gedankens, sich selbst untreu geworden zu sein, oft Zeitlebens mit sich umher."

Wie sehr die **Kartellpolitik** den **Charakter verdirbt**, konnte man wirklich schon in der verflossenen Wahlbewegung zur Genüge beobachten. Aber auch jetzt nach der Wahl dauern die verderblichen Wirkungen der damals in die Mode gekommenen **Verleumdungs- und Verfolgungssucht** noch fort. In Naumburg, wo die Kartellbrüderschaft den nationalliberalen Landgerichtspräsidenten Günther gegen den früheren Deutschfreisinnigen Rohland durchgebracht hat, ist jüngst folgendes passirt:

Einem Delikateß- und Materialwaarenhändler, Fr. Paschlau, der zwar Mitglied des freisinnigen Vereins war, aber niemals einer Vereinsversammlung beigewohnt, noch jemals sich bei Wahlagitationen betheiligt hat, haben plötzlich 25 „hohe Herrschaften", die auf Buch mit Monatsrechnung bei ihm kauften, die Kundschaft gekündigt und das Buch „glatt gemacht" — weil über Paschlaus Verdienste um die freisinnige Partei unwahre Gerüchte verbreitet waren. Paschlau hat nun im Lokalblatt 300 Mark Belohnung zur Ermittelung des Verbreiters jener Gerüchte ausgesetzt, und seine politische Unschuld versichert. Nach Inhalt des Inserats sollte über ihn unwahrer Weise verbreitet sein, er sei Mitglied des Wahlvorstandes gewesen, hätte einen bedeutenden Beitrag zu Agitationszwecken gegeben, Wahlaufrufe und Wahlzettel seiner Kundschaft zur Weitervertheilung verabfolgt und eine Wahlversammlung der konservativ-nationalliberalen Partei geführt oder zu stören sich bemüht. Paschlau hat sodann dem Vorstand des deutschfreisinnigen Vereins gebeten, ihn aus der Mitgliederliste zu streichen, da er aus geschäftlichen Rücksichten dem Vereine nicht mehr angehören könne, und endlich am 1. März an seine konservativen Kunden ein Cirkular erlassen, worin er versichert, weder dem Vorstande des deutschfreisinnigen Vereins angehört zu haben, noch bei den letzten Wahlen für diese Partei irgendwie agitatorisch thätig gewesen zu sein u. s. w. Zu den Zeichnern gehört danach Herr Paschlau nicht; wir wollen darum keinen Stein auf ihn werfen. Märtyrer seiner politischen Gesinnung zu werden, ist nicht ihre Gnade zuwenden, wissen wir nicht, wollen es ihm aber wünschen.

Soll nun auf solche Verfolgungssucht von freisinniger Seite mit Gegenmaßregelungen geantwortet werden? Mit Recht erwidert hierauf der „Reichsfreund", der obiges Geschichtchen erzählt, mit „Nein". Es gebe dagegen kein anderes geeignetes Mittel, als die Berufung an das Anstandsgefühl, an die Sittlichkeit der ehrlichen Leute unter allen politischen Parteien! Die Herren Beamten aber, die dergleichen mitmachen, mögen bedenken, was sie dazu sagen würden, wenn sie einmal einen für ihr weiteres Fortkommen einflußreichen Vorgesetzten bekämen, und dieser ihnen eröffnete:

„Es thut mir Leid, Ihre Beförderung nicht befürworten zu können. Der Staatsdienst verlangt Männer, die in ihrem Amte gegen Jedermann im Volke, gleichviel welchen Standes, welcher Religion, welcher politischen Partei er angehört, unparteiisch ihre Pflicht thun. Von Ihnen muß ich leider befürchten, daß politischer Fanatismus Ihnen dies erschwert. Wer einem Geschäftsmann, lediglich, weil er in ihm seinen politischen Gegner entdeckt, seine Kundschaft entzieht, giebt ein so schlechtes Beispiel von Unduldsamkeit und Parteigehässigkeit, daß er den Verdacht gegen sich erweckt, vor der Hand die Fähigkeit unparteiischer Handhabung seines Amtes nicht zu besitzen."

Solche Rede kann bei gesunden Zuständen auch ein streng konservativer Staatsbeamter einem streng konservativen Untergebenen halten — und unsere politischen Gegner sind keineswegs sicher, daß in nicht zu ferner Zeit nicht auch einmal die Deutschfreisinnigen an das Regiment kommen!

* Der nunmehr feststehende Rücktritt des Herrn **v. Keudell** vom deutschen Botschafterposten in Rom wird dort, wie unser ✪-Korrespondent telegraphirt, von der gesammten Presse, der offiziösen und regierungsfreundlichen wie der oppositionellen lebhaft beklagt. Die Blätter heben die Verdienste des scheidenden Diplomaten um die Freundschaft beider Völker hervor und sprechen den Wunsch aus, daß der neu zu ernennende Botschafter ebenso loyal und unbürreaukratisch sein möge wie der trotz seines Deutschthums mit Italien fühlende und denkende Herr v. Keudell.

Vielleicht ist es aber gerade dieses letztere Moment gewesen, was zur Erschütterung der Stellung des Herrn v. Keudell mit beigetragen hat. Derselbe ist im vorigen Monat bereits in's 64. Lebensjahr getreten und mag sich darnach sehnen, mit seiner jungen Frau, die ihm noch nicht lange in zweiter Ehe angetraut ist, die ihm noch übrigen Jahre in Ruhe auf seinen Gütern zu verbringen.

Schon 1850 ist er Gerichtsassessor geworden und hat dann als Oberpräsidialrath in Breslau gewirkt, bis er von Herrn v. Bismarck im Jahre 1863 als Hilfsarbeiter in das Staatsministerium berufen wurde. Zehn Jahre später wurde er Nachfolger des Grafen Arnim als Botschafter in Rom. Er verdankte das hauptsächlich seinen persönlichen Beziehungen zu dem Reichskanzler, dem er als Freund des Hauses theuer geworden war. Diese Beziehungen scheinen sich aber in letzter Zeit doch mehr und mehr gelockert zu haben.

* Auch aus Wien erhalten wir jetzt eine Bestätigung in Betreff des **Gemüthszustandes** der **Herzogin Thyra von Cumberland**. Unser dortiger ✪-Korrespondent depeschirt uns das Folgende: Seit mehreren Tagen cirkulirt hier das Gerücht, die Herzogin Thyra von Cumberland sei gemüthskrank und leide an Verfolgungswahn. Trotz vielfacher Bemühungen und Erkundigungen konnte ich bisher nichts Sicheres darüber feststellen, da augenscheinlich allseitig strenges Stillschweigen beschlossen ist. Gleichwohl erhalte ich soeben die Mittheilung, die Herzogin sei am Dienstag nach der Döblinger Irrenanstalt des Professors Leidesdorf gebracht worden.

* Die **Kirchenvorlage** wird erst nach Ostern zur Erledigung kommen können. Die erste Lesung im Abgeordnetenhause soll Ende dieser Woche erfolgen; hieran wird sich dann die Kommissionsberathung schließen, aus der die Vorlage erst nach den Osterferien hervorkommen dürfte. — Der Abgelandte des Papstes zum kaiserlichen Geburtsfeste, Monsignore Galimberti, soll direkte Weisungen des Papstes zu Verhandlungen mit den deutschen Bischöfen überbracht haben, welche bezwecken, die katholische Presse zu einem friedlichen Verhalten zu veranlassen. So wird auswärtigen Blättern von hier gemeldet; die Wirkung bleibt abzuwarten.

* Die **Beschlüsse des Reichstages** bei der zweiten **Etatsberathung**, die wahrscheinlich in dritter Lesung ohne jede Ausnahme bestätigt werden, haben an dem Etatsentwurfe der Regierung außerordentlich wenig geändert. Bei einem Budget von rund 750 Millionen sind nur 1,678,810 Mark gestrichen worden und zwar 137,778 Mark bei den fortlaufenden und 1,541,032 Mark bei den einmaligen Ausgaben. Bei den dauernden Ausgaben betrafen die Abstriche die physikalisch-technische Reichsanstalt (25,432 Mark), die Geldverpflegung der Truppen bezw. Zulagen (Preußen 14,000, Sachsen 1400, Württemberg 940 M.) und die Militärverwaltung von Baiern (96,006 M.). Bei den einmaligen Ausgaben sind gegen die Regierungsvorlage gestrichen: Bei den Postgebäuden in Konitz 63,000, in Myslowitz 80,000, in Weimar 45,000, in Danzig 143,622 M., bei der Garnisonwaschanstalt in Bromberg 110,000 Mark, bei der Infanteriekaserne in Minden 100,000, bei der Kavalleriekaserne in Darmstadt 4000, bei der Artilleriekaserne in Mainz 350,000 M., bei der Kadettenanstalt in Lichterfelde 140,410 M., bei der Garnisonkirche in Straßburg 121,000 M., bei der Infanteriekaserne in Greifswald 200,000 M., an Erstattungen 9000 M., beim Bau eines Minendampfers 175,000 M. Zum Etat ist in zweiter Berathung nur eine einzige Resolution beschlossen worden. Dieselbe geht dahin, „den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, zukünftig und zum ersten Mal im Etat für das Etatsjahr 1888/89 die Einnahmen, die sich in den Schutzgebieten ergeben, ersichtlich zu machen."

* Bei den Erörterungen über die **Tabaksteuer** soll neben den geplanten Erhöhungen der bestehenden Zoll- und Steuersätze, Hamburger Blättern zufolge, noch ein anderes Projekt im Hintergrund stehen, welches in der Auflegung einer kontingentirten

---

Durand und Durand.

Baudeville in drei Akten von **Ordonneau** und **Albin Valabrègue**.
(Von unserm Korrespondenten.)

ß Paris, 23. März.

Seit der Aufführung des Ehegelücks im Gymnase ist Valabrègue offenbar „en veine", wie man in den Spielklubs sagt, und er nutzt sie gründlich aus. Ich weiß nicht, wie viel Stücke er an alle möglichen Theater eingereicht hat, aber es wird nicht weit vom Dutzend sein. „Mit Durand und Durand", sagte mir gestern Valabrègue, der in einem hübschen Entresol der Place Vendome sein Heim aufgeschlagen hat, „habe ich meinen größten Erfolg erreicht", was mich annehmen läßt, daß der Antheil Ordonneaus am Stück, obwohl er als erster Mitverfasser auf dem Zettel steht, nicht allzu groß ist. Ich selbst habe den ungeauf dem Zettel steht, nicht allzu groß ist. Ich selbst habe den ungeschmälerten Beifall gestern zu beobachten Gelegenheit gehabt, der mir bewies, daß das Publikum für gewisse menschliche Schwächen ein Verständniß hat und einsichtsvoller ist als die Kritiker, die hier zwar den Riesenerfolg des Stückes einräumen, aber doch darauf hinweisen, daß man sich Gewalt anthun müsse, um an eine Verwechselung zu glauben, die die Grundlage der heiteren Posse bilde. Ich finde hingegen diese Verwechselung ganz plausibel und ihre Ursache ganz menschlich. Hat man sich nicht angewöhnt, jedem Manne, der heute bei uns die Feder öffentlich führt, den im Auslande so komisch gefundenen Titel eines „Doktors" beizulegen? Dem damit Beliehenen scheint die Sache anfänglich ebenso gleichgiltig, als ob ihm eine Kellnerin in Oesterreich das Adelsprädikat verleiht. Er würde glauben sich lächerlich zu machen, wenn er das Eine oder das Andere ernst nähme und dagegen protestirte. Nach und nach hat sich aber überall die allgemeine Annahme, daß der zuerst leichtfertig mit dem genannten] akademischen Grad Bezeichnete wirklich denselben besitzt, dergestalt festgesetzt, daß es unserem „franzdocteur" bereits peinlich wird, gegen die Bezeichnung zu reagiren. Kommt nun aber vollends der Umstand hinzu, daß ein geliebtes Wesen an diesem Titel hängt, so bedarf es schon eines ganz energischen Charakters, um die Geliebte aus dem Wahne zu reißen, daß sie dereinst nicht eine Frau Doktorin würde. Der Betreffende tröstet sich damit, daß seine zukünftige Frau für das Manco des Titels, wenn es herauskommt, einen doppelten Ersatz in dem Eheglück finden werde. Aus dem ursprünglichen Gewährenlassen gelangt man bis zur Vorspiegelung einer falschen Thatsache. Die Welt, geht selbst wenn die Entdeckung der Pseudodoktorschaft nicht im Schooße der Familie begraben bleibt, und wenn nicht ausschließlich die Aneignung materieller Vortheile damit verknüpft ist, leicht darüber hinweg, und das ehrt sie, denn sie fühlt instinktiv die Hohlseite aller derartiger Titel.

Valabrègues „Durand und Durand" beruht auf der Prämisse, daß Albert Durand nicht den Muth besitzt zu erklären, daß er ein simpler „Heringshändiger" und nicht sein berühmter Vetter, der Advokat Albert Durand sei. Das ganze Unheil wird durch den Hotelwirth eines Badeortes angerichtet, der Kroh ist, in der Anwesenheit des ruhmumwobenen Vertheidigers eine Reklame für sein Hotel zu haben.

Unser Kolonial- und Materialwaaren-Händler Albert Durand läßt diesen Ruhm um so lieber über sich ergehen, als ihm zunächst einmal ein vortreffliches Zimmer, aus dem ein in dem Hotel wohnender Engländer herausgesetzt wird, dadurch zu Theil wird, derselbe dann ihm aber auch die Aufmerksamkeit des für Berühmtheiten eine leidenschaftliche Verehrung zeigenden Herrn Coquardin, eines reich gewordenen Landwirthes, und seiner reichlich vergolten, und ehe er noch zu sich selber gekommen und den reizenden Tochter verschafft. Diese Aufmerksamkeit hat unser „épicier" wiederholt gefaßten Beschluß, das „qui pro quo" aufzuklären, ausgeführt, sieht er sich mit Fräulein Coquardin verheirathet. Das junge Paar befindet sich im Honigmonat, als der Vorhang unseres Stückes sich öffnet. Aber Durand möchte gern seinem Schwiegervater, der ihn gesteihen, daß er Kolonialwaarenhändler und nicht Advokat sei. Herr Coquardin hat aber soeben eine so heftige Schmähredе gegen die Leute dieses Berufes gehalten, und er steht eben im Begriff, eine Säule im Garten mit der Inschrift zu errichten: „Cicero war ein großer Redner, aber mein Schwiegersohn ist größer, denn er", daß dem unglücklichen Muß-Advokaten thatsächlich das Wort im Munde stecken bleibt. Nicht besser geht es ihm bei seiner Frau, der er glaubt, die Beweise seiner innigen Liebe gegeben zu haben. Dieselbe erklärt ihm rund heraus, daß sie einen „Tütchendreher" nie hätte lieben können. Natürlich greift nun in die Handlung der Vetter, der wirkliche Advokat, ein, der sich eben mit einer Dame der Aristokratie verlobt hat. Er wird von der Familie Coquardin für den Materialwaaren-Händler gehalten und mit der derselben für diesen Stand eigenthümlichen Geringschätzung behandelt. Aus der Verwechslung dieser beiden Berufe entsteht nun eine Verwirrung und eine Anzahl von komischen Situationen, die vermischt mit einer Reihe sehr lustiger Witzwörter eine dermaßen ansteckende Heiterkeit erzeugen, daß ich geglaubt habe, das alte Palais Royal bricht unter den Lachsalven zusammen.

Der Höhepunkt der Lustigkeit wird im zweiten Akt erreicht, der im Kabinet des Advokaten spielt, und der damit beginnt, daß die Familie Coquardin den Advokaten als einen lästigen Eindringling aus seiner eigenen Wohnung hinauswirft. Aus dem Munde Coquardins erfährt die Verlobte desselben, daß ihr Bräutigam nicht Advokat, sondern Materialwaaren-Händler ist. Frau Durand aber erwirbt aus einem Briefe, den sie auf dem Arbeitstische ihres Mannes, des vermeintlichen Advokaten, findet, die Gewißheit, daß er seine alte Maitresse ins Haus bestellt, um sich mit ihr abzufinden. Wüthend stürzt die Faubourg-Schwiegermutter in das Materialwaaren-Geschäft und macht dort eine furchtbare Szene, während Coquardin seine Tochter damit zu trösten sucht, daß Männer von so exzeptionellen Fähigkeiten, wie ihr Gatte, nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab des Lebens gemessen werden müssen, und daß eine gewisse Regellosigkeit in den Sitten die Flamme des Genies speist. „Sieht Du, mein Kind," fügt er — eine Anspielung auf eine vielbelachte Stelle in Daudets „Numa Roumestan" — hinzu: „nicht blos der Süden ist polygam. Ludwig XIV. hat auch Maitressen gehabt ... Sein Ruhm ist darum nicht minder groß gewesen ... Die treuen Ehemänner sind eine Ausnahme. Es giebt deren. Sie sind aber wie die Kälber mit zwei Köpfen. Dein Mann hat nur einen Kopf. Das ist Alles."

„O!" ruft die Tochter, „entschuldige ihn nicht nach vierzehnjähriger Ehe ..."

„Es ist wahr," erwidert Coquardin resignirt, „er hätte einen Monat warten können."

Im dritten Akt, der im Vorzimmer zum Schwurgericht spielt, vor dem der Advokat Albert Durand einen berüchtigten Verbrecher vertheidigen soll, klärt sich natürlich Alles auf. Ist dieser Akt auch schwächer wie die beiden ersten, so enthält er dennoch allerhand Amüsantes. Durand, der wirkliche Materialwaarenhändler, ist nach der